



Späte Heimfahrt. Eine Strand-Novelle von F. Meister.



Zeit sie ebenfalls hinausspülen muß in die weite Welt. Ein kleiner Teil der Moringen besitzt eigene Fahrzeuge, ein anderer kleiner Teil derselben besteht aus Schiffszimmerern und Fischern, die große Mehrheit aber segelt jahraus, jahrein

in seefahrendes Volk sind die Bewohner von Moringen. Die meisten von ihnen treibt es früher oder später hinaus in die Ferne, und die, welche zu Hause bleiben, halten sich gleichsam nur mit zwei Fingern noch am Lande fest, so daß die erste beste Woge des Zufalls oder der Notwendig-

„vor dem Mast“ durch alle Meere, bis an die Enden der Welt. Noch andere aber, und das sind die Weiber, bleiben jahraus, jahrein zu Hause; sie unterhalten die Herdfeuer und stellen, wenn es dunkel wird, Lichter in die Fenster für die heimkehrenden Gatten, Väter und Söhne, und wenn die Windsbraut über Land und Meer tobt, dann sitzen sie und warten und wachen und beten.

Und ist es ein Wunder, wenn solch ein armes Schifferweib meint, daß ihnen, die zu Hause bleiben müssen, das allerhärteste Loos gefallen sei? Wie oft, in Sturmesnacht, kroch sie aus der Thür und kauerte unter den überhangenden Felsen, während Wind und Regen wie nasse Rabenflügel ihr Gesicht peitschten und das Getöse der drei Seemeilen entfernten Brandung jeden andern Laut überlötete — wie oft kauerte sie da und hielt ihren Atem an, wenn das Drehfeuer des fernen Leuchtturms erstarb und verschwand: konnte es nicht für immer erloschen sein, und vielleicht gerade in dem Augenblick, da das Fahrzeug, das den Gatten, den Vater oder den Sohn trug, heransteuerte zum klippenumflartten Hafen, in schrecklicher Finsternis und rasendem Sturm? Aber immer kam das tröstliche Licht wieder, ein kleiner, blinkender Stern, der immer heller, immer größer wurde, bis er wie eine Sonne leuchtete und dann langsam wieder erlosch, um von neuem aufzugehen. Und lange, vielleicht Monate darauf erfuhr sie dann wohl, daß das Fahrzeug in jener Nacht in irgend einem weit entfernten Hafen ruhig und sicher vor Anker gelegen oder in den stillen, sommerlichen Gewässern milderer Zonen eine angenehme Fahrt gehabt hatte. Und wiederum, wenn kein Lüftchen sich

über den Wassern regte und die spiegelglatte Flut nur auf den nahen Sandbänken leichtes Gefräusel zeigte, wenn das hohe Schiff in den Marschen laut- und regungslos stand, wenn die Möven fröhlich kreischend ihre weiße Brust in das Wasser tauchten und keinen Sturm fürchteten, wenn aus dem fernen Hafennote die Mittagsglocke deutlich durch die stille Luft hinübertönte und man das schwarze Kreuz draußen auf der Spitze der flachen Landzunge, wo vor zehn Jahren die „Libelle“ mit Mann und Maus zu Grunde gegangen, mit bloßen Augen erkennen konnte; wenn die Weiber am Strande oder vor den Hausthüren saßen, singend ihre Hausarbeiten verrichteten und ihnen die langen Monate bis zur Rückkehr ihrer Lieben in diesem heiteren, sonnigen Wetter gar nicht mehr so lang erschienen — dann fanden vielleicht draußen in heulenden Stürmen, oder auf tückischen Klippen, oder zer-malmt zwischen erbarmungslosen Eisbergen die von sehnsüchtigen Gedanken umwehten Schiffe ein jähes Ende.

Ja, wohl ist es hart, zu Hause bleiben zu müssen und zu harren. Indessen, auch das beste Leben hat Angst und Not genug, zumal bei armen Schiffer- und Fischerleuten. Vielleicht auch bei den Reichen und Feinen der großen Städte. Täuschungen und Schmerz giebt's überall, und der Tod wartet auf jeden; zuweilen leider noch etwas Schlimmeres. Aber Gott hat jeden auf seinen Platz gestellt, die Weiber wie die Männer, und am Ende möchte doch keiner mit dem andern tauschen, wenngleich auch das Leben seine Täuschungen und seinen Schmerz am reichlichsten den armen Weibern zuteil werden läßt. Denn mit der Trübsal ist ihnen auch Ergebung und Gottvertrauen geworden, die ihnen die



Strand bei Helsingör. Originalzeichnung von Haubtmann.

Bürden tragen und das Herz erleichtern helfen. Denn was hielt sie sonst aufrecht, wenn sie dort in Hagel und peitschendem Regen am Strande stehen und nach den Schiffen aussehend, die doch nimmer kommen? Wenn den Frauen auch Thaten wohl versagt sind, so können sie doch tragen und warten und leiden wie niemals ein Mann.

Solche und ähnliche Gedanken waren oft durch Else Gasts Kopf gegangen, wenn sie hoch von dem sandigen Abhänge vor ihres Vaters Hause hinauslugte nach der „Seeschwalbe“. Nicht das Schiff war's, das ihr so besonders am Herzen lag, nicht seine reiche Ladung auch keiner von der Besatzung, den schmucken Steuermann Kurt Markers mit eingerechnet. Nein, er selber, Thomas van Tromp, der Eigentümer und Kapitän der „Seeschwalbe“, füllte alle ihre Gedanken und Gebete. Sein Vater hatte die Hälfte der Schiffe von Moringen sein eigen genannt und dazu das große alte Herrenhaus mit dem prächtigen Park hinter dem Dorfe. Als er gestorben war, wurde Thomas der Erbe seiner Reichtümer. Der aber war mit Leib und Seele ein Seemann, obgleich er es nicht nötig hatte, und wie der Ärmste im Dorfe hatte er seine Fahrten als Junge begonnen; er war, wie die Seelente sich ausdrückten, durch die Ankerklüften an Bord gekrochen und nicht etwa durch die Kajütenfenster. Auch nach dem Tode des alten Kapitän van Tromp behielt er seine Stellung an Bord der „Seeschwalbe“, anfänglich aus Liebe zur Seefahrt; als aber in einem Unglücksjahre die Hälfte seiner Schiffe verloren gegangen war und die andere Hälfte keine lohnenden Frachten bekommen hatte, als die Leute, denen er sein Vertrauen geschenkt, ihn betrogen hatten — denn Thomas wußte nichts von den Kniffen und Winkelzügen der Landratten und hielt das Versprechen eines Mannes für so gut wie ein geschriebenes und unterzeichnetes Wort — als fast sein ganzes ererbtes Gut vor seinen Augen zerfiel und verschwand wie ein von den Wogen zerschmettertes Wrack, und ihm nichts mehr blieb als das alte Haus und der einsame Park, da klammerte er sich an die „Seeschwalbe“ wie ein Ertrinkender an eine treibende Planke, denn die alte erprobte Brigg sollte ihm das Verlorene zurückgewinnen.

Else Gast wohnte mit ihrem Vater in einem Häuschen, das auf dem Abhänge zwischen dem van Trompschen Herrenhause und dem Dorfe lag. Der alte Gast war ein Bootbauer und hatte das Häuschen, wie die Leute scherzhaft zu sagen pflegten, nach dem Muster eines in schwerem Wetter befindlichen Schiffes aufgerichtet. Das Gebäude war niedrig und durchaus nicht allzu fest gefügt; es enthielt kleine, finstere und wie Schiffskajüten mit Holz ausgekleidete Zimmerchen, und an seinem hinteren Ende flatterte ein altes Segel, welches Gast dort angebracht hatte, um mit seiner Hilfe den Mechanismus an der Winde des tiefen Ziehbrunnens zu drehen. So hatte das Ding wirklich eine komische Ähnlichkeit mit einem Fahrzeug in schwerem Wetter; das Segel aber drehte, außer den Köpfen der lächelnd Vorübergehenden, thätlich nichts; es war eine von den vielen nutzlosen Erfindungen Gasts, durch die derselbe sein und seiner Tochter Glück zu begründen versuchte. Ueber der Hausthür hatte er das Gallionsbild eines vor Jahren an der Küste zu Grunde gegangenen fremden Schiffes befestigt, eine Frauenbüste mit weißem Gesicht und weit geöffneten, starren Augen. Die alten Weiber im Dorfe empfanden eine abergläubische Scheu vor dem Bilde und prophezeiten allerlei Böses, das durch dasselbe über das Haus kommen sollte. Unter ihm war eine Reihe fremdartiger Muscheln und Korallenzweige über dem Eingang angebracht, und Else hatte eine Ranke wilden Wein an dem Pfosten emporgezogen, die das weiße Gesicht verdecken sollte, das so unverwandt hinausstarrte, als sei das Dorf die offene See. Aber obgleich die Ranke bis an das Bild heran Blätter in Hülle und Fülle trieb, weiter hinauf wurde das Laub spärlich, und auch die Schößlinge wendeten sich hartnäckig seitwärts, so daß die gespenstischen Augen nach wie vor ungehindert herabstarrten.

Elses Mutter hatte seit Jahren das Zeitliche gesegnet; die Tochter wohnte mit ihrem Vater ganz allein. Ihr Leben war keineswegs frei von Mühen und Sorgen, doch in der Zeit der Jugendkraft wiegen Sorgen ja federleicht. Es giebt da täglich von neuem etwas, was zu ersehnen und zu erstreben ist, und so fliegen die Stunden und Tage leicht beschwingt dahin. Else hatte sich nie damit aufgehalten, die Tage zu zählen, noch viel weniger sie zu wägen, auch das Leben als solches verursachte ihr kein Kopfzerbrechen; sie lebte eben, und wenn sie zurückblickte, erschien ihr die Vergangenheit lieblich und süß.

Von seiner ersten Fahrt an hatte Thomas van Tromp ihr jedesmal ein Andenken mitgebracht, an dem sie sich bis zu seiner nächsten Rückkehr erheitern und erfreuen konnte. Einmal war's ein elfenbeingeschnitzter Fächer, der ihre braunen Hände ordentlich beschämte und ja nimmermehr in dem

Schoße ihres verschlossenen Kleides liegen durfte; aber was machte sie sich daraus? Ein andermal war's ein Halsband aus Indien oder China, zusammengesetzt aus wohlriechenden, zierlichen Kügelchen, die ihren ganzen Schrank durchdufteten; dann wieder ein Shawl mit schwerer, kostbarer Stickerei. Ab und zu langten auch Briefe an, misfarbig und einen eigentümlichen Teergeruch ausströmend, die sich lange Monden hindurch in der Seekiste irgend eines Matrosen herumgetrieben haben mochten, die vielleicht noch länger auf einem einsamen Eilande in dem an einem Felsen befestigten Fasse gelegen hatten, in einem jener primitiven, von Seefahrern gestifteten Briefkästen, die in langen Zwischenräumen von vorübergehenden Schiffen geleert werden; und ab und zu, nach jahrelanger Abwesenheit, kam er auch wohl selber, und das war ihr dann am liebsten von allem.

Es war der Abend vor Elses achtzehntem Geburtstag. Thomas war damals Obersteuermann der „Seeschwalbe“ und gerade kurz vorher von einer dreijährigen Fahrt nach Hause zurückgekehrt, und so verging kein Abend, an welchem er nicht eine Stunde vor dem Kaminfeuer des alten Gastes gesessen, und kein Morgen verging und keine Mittagszeit, wo er nicht plaudernd in der Thür des Häuschens gestanden hätte. Aber seit seiner letzten Anwesenheit zu Hause war er zum Manne herangereift, und in Elses Benehmen gegen ihn trat eine gewisse Schüchternheit zu Tage; sie pflegte sich unwillkürlich zu verbergen, wenn sie seinen nahenden Schritt vernahm, oder sie suchte, wenn er Abends vor dem Kamin saß, eine Beschäftigung, die sie von ihm möglichst fern hielt, oder sie drängte sich auch dicht an die Seite ihres Vaters. Dieser Abend aber war der letzte vor seiner Abreise. Draußen



„Das ist für dich, weil du so hübsch bist,“ sagte er.

schlug ein schwerer Regen gegen das kleine Fenster, der Sturm heulte und tobte in dem weiten Schornsteine und seine zornige Stimme machte das Herz mancher armen, einsamen Schifferfrau unten im Dorfe vor Angst erbeben. Das Feuer auf dem Herde, jetzt vom herabfahrenden Winde niedergedrückt, jetzt jäh emporstiegsend, erleuchtete nur unvollständig den niederen, holz ausgekleideten Raum; es funkelte auf dem Messingbeschlägen des an der Wand hängenden Teleskops, es zeigte das brennende Rot der Obereichenbeeren, die Else in einem Bündel darüber befestigt hatte, und es warf lange, ungewisse Schatten über die unebenen Dielen.

Else saß in einiger Entfernung vom Feuer, die Arbeit auf dem Schoß und mit abgewendetem Gesicht; sie fühlte, daß Thomas, obgleich in eifrigem Gespräch mit dem Vater, sie unausgesetzt betrachtete, und dieses Bewußtsein lähmte ihr die Finger und trieb ihr das heiße Blut in die Wangen. Zuweilen, wenn ein heftiger Windstoß das Häuschen in seinen Grundfesten erbeben machte, lauschte sie mit geneigtem Kopfe, und wenn der Sturm zum Schornstein hineinwirbelte und die weiße Holzschale vom Herde herunter und über die Dielen jagte, dann konnte sie ein glückseliges Lächeln nicht unterdrücken, wenn sie Herd und Fußboden wieder säuberte — lag doch die „Seeschwalbe“ geborgen im heimatlichen Hafen und saß doch Thomas sicher hier bei ihr vor dem Kamin. Wenige Wochen früher hätte die Melodie des Sturmes ihr ganz anders geklungen.

„Es wird wieder eine schreckliche Nacht,“ sagte Vater Gast, indem er aufstand und seine schwere Jacke vom Haken an der Wand langte. „Ich will hinunter zum Hafen,“ fuhr er fort, während das Häuschen unter der Wucht des Sturmes in allen Fugen krachte. „Ich kann hier nicht ruhig sitzen, ehe ich nicht weiß, daß keiner mehr draußen ist.“

„Wer soll jetzt noch draußen sein?“ fragte Else. Für sie existierte ja nur ein Schiff, und das lag sicher vor Anker.

„Die Schöne Rätche“ ist noch nicht binnen, soviel ich weiß,“ antwortete der Alte. „Ich sagte es Klaus gleich heute morgen, daß es heute noch etwas geben würde, aber das junge Volk ist ja immer klüger als wir.“

Dabei arbeitete er sich in seine Jacke hinein und zog den mit gelber Delfarbe gestrichenen Südwester über die Ohren. Dann legte er die Hand auf die Klinke. Die Thür flog auf und schlug frachend nach innen herein gegen die Wand. Ein Regenguß fuhr wie eine Sprizwelle ins Zimmer und benetzte Elses Gesicht.

„Ich komme gleich wieder zurück!“ rief Gast, dann zog er mit aller Kraft die Thür zu, und die jungen Leute blieben allein.

Trotz des Sturmgetöses hörte Else das laute Klopfen ihres Herzens. Vergebens nahm sie sich vor, das Schweigen, das wie ein Bann auf ihr lag, zu brechen; sie vermochte kein Wort herauszubringen. So saß sie regungslos über ihrem Neze und zog die Fäden und schlang die Knoten mit Fingern, die so schwer waren wie Blei. Sie zuckte zusammen, als Thomas von seinem Sitze aufstand, aber er ging nur zum Fenster, um hinauszublicken in die Finsternis. Plötzlich aber trat er schnell an sie heran und nahm ihr die Arbeit aus den Händen.

„Das hat noch Zeit, bis ich wieder fort bin,“ sagte er. „Laß mich in deine Augen schauen, Else. Du weißt, wir gehen morgen in See.“

Er zog ein Tuch aus seiner Tasche, ein kostbares Gewebe von purpurner Seide und Goldfäden, das er in fernem Lande gekauft. Er legte die schimmernde Pracht um ihre Schultern und lachte in fröhlichem Scherz.

„Das ist für dich, weil du so hübsch bist,“ sagte er, während sie sanft abwehrte. Dann kam ein zärtlicher Ernst über sein Gesicht. „Und das, weil ich dich lieb habe,“ und damit beugte er sich hernieder und küßte sie. Sie verbarg ihr Antlitz, das so rot geworden war, wie der seidene Shawl in den Händen.

„Wenn ich wieder nach Hause komme,“ begann er von neuem, da aber zog die Thür auf und das ganze Haus bebte und schwankte, als der Sturm hereinfuhr und mit ihm die Stimme Gasts aus der Finsternis:

„Schiff draußen bei der Bank! Muß jeden Augenblick auflaufen!“ Thomas stürzte hinaus, gefolgt von Else.

„Horch!“ sagte er, denn trotz des Gebrülls der fernen Brandung und des Geheul's des Sturmes vernahm man dumpfe Kanonenschüsse von der See her. Er hob sie auf und trug sie zurück in das Haus.

„Ade, Liebchen!“ flüsterte er ihr ins Ohr, und noch ehe sie sich besinnen konnte, war er verschwunden.

Sie nahm den bunten, regen-durchweichten Shawl ab. Sie zitterte vor Kälte, Kälte und Furcht. Minutenlang kam ihr der Gedanke, daß irgendwo in der weiten Welt Herzen, so warm wie das ihre, auf das unglückliche, vom Verhäng-

nis ereilte Schiff warteten und hofften, wie sie auf die „Seeschwalbe“ gewartet und gehofft hatte. Das Feuer im Kamin war ausgegangen bis auf wenige glühende Kohlen, und Finsternis herrschte im Zimmer. Sie häufte Holz auf die Glut, und als dann das Feuer von neuem aufloderte, als die Schatten wichen und jeder Winkel des Gemaches wieder hell und warm war, setzte sie sich nieder und wartete. Sie wußte nicht, wie lange ihr Vater und Thomas abwesend sein würden. Die Bank lag außerhalb des Vorlandes, ungefähr drei Seemeilen von der Küste. Und in diesem Augenblicke, während sie hier saß, trieb das Schiff, vom Sturm gejagt, auf die tödtliche, verderbliche Untiefe zu. Keine Macht der Erde konnte das Verhängnis von ihm abwenden. Else preßte die Hände gegen ihre Ohren, denn wieder drangen die Notschüsse dumpf herüber, das Heulen des Orkans und das Geräusch der Flammen im Schornstein übertönend. Sie sank auf ihre Kniee und versuchte zu beten für jene armen Seelen, deren irdische Leiber dem Tode verfallen waren. Zweimal, dreimal schlug die alte Uhr in der Ecke die Stunde, und die Männer kamen nicht zurück. Die Notschüsse hatten längst aufgehört. Was sollten jetzt noch Menschenhände oder Gebete helfen? Else schritt rastlos auf und ab, und es war ihr, als umgäben sie händeringend die Schatten jener Weiber, die fern in fremdem Lande saßen und warteten, bis die See ihre Toten wieder herausgäbe.

Es hielt sie nicht länger im Hause. Sie hüllte sich in ihren Mantel und lief hinaus in den Sturm. Sie hoffte in der Dunkelheit auf ihren Vater und Thomas zu stoßen. Jede Hütte des Dorfes zeigte ein Licht in dem der See zugewendeten Fenster. Die Männer waren sämtlich unten am Strande und draußen auf dem Vorlande, und gar manches Frauenangezicht, bleich und hager von jahrelangem Warten, starrte hinaus in die Nacht.

Else war eben an der Biegung des Weges angekommen, von wo derselbe quer über die Marsch führte, als bekannte

Stimmen ihr Ohr trafen. Von plötzlicher Scheu erfasst, wandte sie sich um und eilte, vom Sturmwind fast getragen, wieder zurück, und längst war sie wieder im Hause und hatte den triefenden Mantel weggehängt und das nasse Haar zurechtgestrichen, als der Vater und Thomas die Thür erreichten. Die bleichen, ernstesten Gesichter der schweigend eintretenden Männer erfüllten sie mit Schrecken.

„Das Schiff?“ fragte sie angstvoll.

„Verloren!“ antwortete Thomas. „Zu Grunde mit allen an Bord, ausgenommen —“

Vater Gast war zum Feuer getreten. Else bemerkte jetzt durch die Thränen, die ihr in die Augen geschossen waren, daß er seine Jacke ausgezogen hatte und etwas in dieselbe eingewickelt im Arme trug.

„Hier, Else,“ sagte er und legte ein kleines Kind in den Schoß der sprachlos auf einen Stuhl Gesunkenen.

Eine lange, nasse Locke von des Kindes Haupt ringelte sich um ihr Handgelenk, und ein Schauer überlief sie. Lange nachher noch erinnerte sie sich dieses unheimlichen Gefühls, wie man sich der Anzeichen zu erinnern pflegt, wenn das, was dieselben verkündeten, eintraf. Einige der Nachbarn waren mit hereingetreten, unter ihnen Klaus Bloom und die alte Hanne Bloom, seine Mutter. Die „Schöne Käthe“ war also glücklich eingelaufen. Die Frauen waren dem jungen Mädchen behilflich bei dem Entkleiden des Kindes, dessen feine Gewänder von den Bogen zerrissen und zerfasert waren und in dessen Haar noch der Seesand klebte. Dabei erzählten sie sich flüsternd von dem fremden Schiffe, das niemand kannte, und von den Schiffbrüchigen, die alle umgekommen waren bis auf dieses Kind, bei dem es auch noch sehr fraglich sei, ob es dem Leben erhalten werden könne.

„Was wollt ihr mit dem Mädchel anfangen, wenn es gesund davonkommt?“ fragte die alte Hanne, während die kleinen Glieder unter den sorgenden Händen der Frauen immer wärmer wurden.

Ihre schrille Stimme hatte sowohl die Ohren des Hausherrn wie auch der übrigen Männer erreicht. Sie unterbrachen ihre Rede und standen schweigend.

„Das Kind gehört uns, wir behalten es,“ antwortete Else ernst, indem sie dabei ihrem Vater in das Auge blickte; und der wackere Mann widersprach ihr nicht.

„Übles kommt mit Leuten, die das Wasser ausspeit,“ krächzte die alte Hanne.

„Gottes Gaben bringen Segen früher oder später,“ antwortete Else, und in demselben Augenblicke öffnete das gerettete Kind seine großen, verwunderten Augen, und Else schloß es an ihre Brust und für immer in ihr Herz.

## II.

Die ganze Nacht hindurch lag das Kind in heißem Fieber; Else saß an seinem Bette und wachte über ihm, bis mit dem ersten Morgenstrahl Friede und sanfter Schlaf auf die kleinen Lider herabsanken. Dann warf sie ein Tuch über ihren Kopf, verließ leise das Haus und erstieg die Höhe, um die frische Morgenluft einzuatmen.

Die Küstenfahrzeuge, die sich während des Sturmes unter Land geflüchtet hatten, machten sich wieder fertig in See zu gehen. Die Stimmen der Matrosen, die mit eintönigem Gesang die Anker hoben, klangen schwach und dünn über das Wasser; weiter draußen aber wiegte sich die „Seeschwalbe“ mit noch gefalteten Schwingen. Die Entfernung war zu groß, als daß Else die Vorbereitungen zur Abfahrt hätte erkennen können. Der Wind hatte ihr das alte, rote Tuch über den Nacken zurückgeblasen, als sie dort oben stand und nach der Brigg hinaussah. Nur noch wenige Tage und auch sie hatte dann wieder ein Schiff draußen auf dem wüstem Meere. Das Getöse der Brandung schlug in diesem Augenblicke deutlicher an ihr Ohr, wie ein dumpfes, drohendes Grollen. Else wollte nicht darauf hören; sie schüttelte den Kopf: sicherlich, ihren Thomas konnte kein Unglück treffen! Sie gedachte seiner Worte vom gestrigen Abend. Er wollte ja wiederkommen; und indem sie sich diese Worte, die fast ein Versprechen enthielten, zurückrief, erinnerte sie sich auch des Kindes, dieser neuen Sorge und Verpflichtung, die ihr anheimgefallen, und es war ihr, als habe sie sich während der vergangenen Nacht ihr Gesichtskreis erweitert, als nähme sie jetzt einen höheren Standpunkt ein als am Tage zuvor.

Das Geräusch eines rudenden Bootes erreichte ihr Ohr. Die weiße Kapitänsgig der „Seeschwalbe“ lief knirschend auf den Sand des Strandes, ein Mann sprang heraus, eilte zur Anhöhe empor und stand gleich darauf neben dem jungen Mädchen. Es war Thomas van Tromp, Kapitän van Tromp, seit heute Herr und Führer seiner Brigg.

Else's Wangen waren bleich infolge der am Bette des Kindes schlaflos zugebrachten Nacht; jetzt aber erglühte ihr schönes Antlitz im Strahl der soeben aufgehenden Sonne. Thomas drückte sie fest an sich, keines von beiden sprach ein Wort. Unter ihnen, zwischen dem Felsgestein des Strandes, sprang und plätscherte das Wasser eintönig und unaussprechlich. Aus den Fischerhütten klang es herauf von lauten Menschenstimmen, dazwischen das Lachen eines Kindes. Draußen auf dem glitzernden Wasser breitete jetzt die Seeschwalbe ihre weißen Schwingen aus, fertig zum Davonsegeln.

Thomas legte das Tuch fester um Else's Schultern und strich ihr die Locken, mit denen der Wind gespielt hatte, aus dem Gesicht.

„Wir haben nur noch eine Sekunde . . . zu einem Kuß und zu deinem Versprechen,“ sagte er. „Der Wind ist gut und wir müssen fort.“

Else gab ihm beides unter Thränen und Schluchzen.

Gleich darauf sprang Thomas den Abhang hinab und in sein Boot, das wie eine Möwe hinausflog in das offene Wasser.

„Wenn ich das nächste Mal an Bord gehe, dann gehe ich nicht mehr allein,“ hatte er gesagt. Und diese Worte bewahrte Else in ihrem Herzen, als einen Trost in der langen Zeit des Wartens. Zuweilen stieg die zweifelnde Frage in ihr auf, ob sie, wenn die Zeit gekommen wäre, es wohl verantworten könne, das Kind und den alternden Vater zu verlassen, und dann hoffte sie, daß sich ihr mit der Zeit wohl der richtige Weg zeigen würde. Als aber Thomas nach zwei Jahren zurückkehrte, hatte sie das Richtige noch nicht gefunden, und so mußte er wiederum allein an Bord gehen. So blieb es auch noch nach abermals zwei Jahren; der Vater war krank und bettlägerig und das Kind noch nicht alt genug, um ihm Else's Fürsorge ersetzen zu können. Der kleine Findling hatte sich zu einem hübschen, fröhlichen, leichtherzigen Mädchen entwickelt, voll Anhänglichkeit und liebevollen Gemüths, dem die Bogen jenes Sturmes alle Erinnerungen an Heimat und Angehörige genommen hatten; es zeigte sich aber ein großer Unterschied zwischen ihm und den Moringener Kindern: es war wie ein Vogel aus wärmeren Ländern, vom Sturmwind an diese rauhe Küste verschlagen. Anfänglich verstimmt es Else, wenn das Kind sich gar nicht in das Wesen des Ortes und der Leute zu finden vermochte, dann aber erinnerte sie sich, daß ja jeder in seiner Weise, an seinem Orte und zu seiner Zeit den Willen des Schöpfers zu erfüllen habe. Einige tragen schwer an des Lebens Bürden, andere sind fröhlich und leicht und singen Lieder.



Nannie spielte gern unten am Strande.

Aber wenn das Ende da ist, bleibt sich alles gleich — wenn nur jeder seine Pflicht gethan hat. Aber Else hing auch an dem Kinde mit inniger Liebe.

Nannie, so hieß die Kleine, erfüllte das Haus mit ihrem Gesang; sie erheiterte den kranken Vater und tröstete Else in mancher schweren Stunde. Gern auch spielte sie unten am Strande und suchte nach Seesternen und bunten Muscheln und anderen Schätzen der Tiefe.

So verging die Zeit. Gar leicht zählt man die Jahre, wenn sie verflogen sind; dann gedenkt man kaum noch der öden, trüben Tage, die einer nach dem andern durchlebt werden mußten. Thomas kam und ging. Else sagte ihrem Vater kein Wort; es hätte den alten Mann zu sehr geschmerzt. Nannie wuchs zur Jungfrau heran, aber nie erfuhr sie, daß Thomas und Else davon geträumt hatten, ein Paar zu werden. Zuweilen drang Thomas in seine Verlobte, sein Weib zu werden, auch wenn sie ihm noch nicht hinausfolgen könne in die Welt. Dann aber erinnerte sich Else der Gesichter der anderen Seemannsfrauen, bleich und hager vom Weinen und bangen Harren, wie sie mit sehrenden Augen hinausstarrten in die sturmgetriebene Ferne. Nein, des Geliebten Weib werden und dann zu Hause bleiben, das vermochte sie nicht.

Dann starb der alte Gast. Er hatte seine Tochter noch gesegnet und sie sein gutes, treues Kind genannt, das ihm bis an sein Ende eine Freude und eine Stütze gewesen; er ahnte nicht, als sie schluchzend an seinem Bette kniete, wie zerrissen ihr Herz all die Zeit gewesen, wie ein Teil desselben zu Hause bei ihm und Nannie geblieben, der andere aber suchend durch die weite Welt, über Land und Meer geflogen.

Thomas kehrte zurück und fand die beiden Mädchen allein. Das Gras auf Vater Gasts Grabe stand grün und hoch, und Nannie hatte längst ihre Thränen getrocknet. Er wollte nun beide mit an Bord nehmen, aber Else bat um ein wenig Bedenkzeit. Wohl schlug ihr Herz dem Geliebten entgegen, der ihr jetzt in ihrer Verlassenheit die Hände bot, aber — da war noch das Kind. Lange Jahre hindurch war sie gewohnt gewesen, ihren Willen dem Wunsche Nannies anzuschmiegen; sie konnte ihr nicht wehe thun, ihr nicht entgegen sein.

„Nannie,“ begann sie daher eines Abends, „erscheint dir das alte Haus nicht auch recht einsam, seit Vater fort ist?“

„Ja, Else,“ antwortete die Befragte; aber sie lächelte, indem sie das sagte, denn ihre Gedanken waren in diesem Augenblicke an einem ganz anderen Orte und sie schenkte Else's Worten wenig Aufmerksamkeit.

„Wie wäre es, wenn wir von hier gingen,“ fuhr Else fort, „weit über das Wasser, in ferne Länder, wo wir viel Merkwürdiges sehen und uns hübsche Sachen kaufen könnten?“

Jetzt blickte Nannie der Fragerin forschend, aufmerksam in die Augen. Das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht, ein Ausdruck des Schreckens trat an seine Stelle; sie wurde bleich und brach in heftiges Weinen aus.

Else hatte niemals das leicht veränderliche Temperament des Mädchens ganz verstehen können — wenn es lachte, noch ehe die Thränen auf seinen Wangen getrocknet waren, oder wenn es zu weinen begann, noch ehe das Lächeln auf seinen Lippen erstorben; sie wartete also, aber ihr Herz wurde traurig. Sie wußte, daß Nannie eine tödliche Furcht vor der See hatte, eine Furcht, in jener Sturmzeit geboren, in der das Kind zum Strande gespült worden.

„Über das Meer? O Else, das kann ich nicht! Ich würde vor Angst sterben! O niemals, niemals!“

Sie wendete sich heftig ab, suchte ihr Lager auf und schluchzte sich endlich in den Schlaf.

In Else's Augen aber kam kein Schlaf; sie lag und dachte und grübelte, wie sie es wohl Thomas und Nannie zugleich recht machen könne.

Nannie hatte beim Erwachen ihren Schmerz vom vergangenen Abend fast vergessen. Sie hing an Else's Halse, die sie mit einem Kuß geweckt hatte, und blickte derselben mit strahlendem Lächeln in die Augen.

„Wie konntest du mich gestern nur so erschrecken?“ fragte sie schmolend. „Du weißt ja, wie sehr ich mich vor dem schrecklichen Meer fürchte!“

Und bei dem bloßen Gedanken erblickte sie von neuem.

„Versprich mir Else, o, versprich es mir, daß du mich nie zwingen willst, mit dir über das Meer zu gehen!“ Und in ihren Augen lag eine solche Furcht, daß Else ihr dieses Versprechen nicht verweigern konnte.

Als Nannie sich wieder beruhigt hatte, fragte sie: „Aber wohin wolltest du gegangen sein, und wie und mit wem?“

„O, ich hatte nur zufällig den Gedanken,“ antwortete Else. „Daß uns nicht mehr daran denken.“ Und so wurde nicht mehr davon gesprochen.

Aber sie fürchtete Kapitän van Tromps Rückkunft. Was sollte sie ihm sagen? Wie ihm sein geduldiges Warten vergelten?

Es war Sommer. Im Kamin brannte schon längst kein Feuer mehr, und das niedere Zimmer war voll von dem Duft der Blumen, die Nannie im nahen Gehölz zu sammeln pflegte. Das Sonnenlicht strömte zur offenen Thür herein und erhellte und verschönte jeden Winkel. Da trat der Kapitän der „Seeschwalbe“ herein, aber als er vor Else stand, war es derselben, als lege sich eine Wolke vor die Sonne. Sie konnte das Auge nicht zu ihm ausschlagen. Sie

faß wie festgebannt auf ihrem Stuhl und verwendete eine nervöse Aufmerksamkeit auf die zitternden Schatten am Fußboden, auf das Lied, das Nannie im oberen Stübchen sang und auf das Rädergekreisch eines vorüberrollenden Karrens, der mit frischem Heu aus der salzigen Marsch beladen war.

„Nun, Else?“ sagte er.

Und das war alles.

Else erschien diese Worte so kalt — dabei dachte sie an Nannies schreckenbleiches Gesicht . . .

„Ich kann das Kind nicht verlassen!“ stieß sie hervor.

O, wie rang sie nach Worten, ihm zu sagen, wie gern sie mit ihm ginge! Vergebens. Auch Thränen blieben ihr versagt, und so saß sie wie ein steinern Bild.

„Nun, so ist dies das letzte Mal, daß ich deinetwegen gekommen bin,“ rief er in schnell erwachtem Jörn, „das schwöre ich Dir!“ Und damit schritt er hinaus.

Else wartete Tag auf Tag. Er kommt doch wieder, dachte sie. Aber die „Seeschwalbe“ ging in See, und er war nicht wiedergekommen. Sie aber gab die Hoffnung nicht auf, war sie doch an das Warten gewöhnt. Im tiefsten Herzen aber blieb sie sich bewußt, daß nichts auf der Welt sie von Thomas gänzlich zu trennen vermöge. Waren ihr vorher die Worte verwehrt gewesen, so wollte sie ihm jetzt schreiben. Kein Stolz sollte sie zurückhalten. Und der Brief enthielt alles, was sie ihm damals hätte sagen sollen. Das nächste den Hafen verlassende Schiff nahm ihn mit. Und Else wartete und wartete, zuerst still und zufrieden, dann ungeduldig und zuletzt in Verzweiflung. Denn dem Sommer folgte der Herbst, und dann kam der Winter, aber keine Antwort, keine Antwort.

Im nächsten Frühjahr traf ein Brief für Nannie ein, für Else nicht. Schon früher hatte er ihr Briefe geschickt, wie sie wohl ein Kind erfreuen konnten; sie hatte dieselben immer fröhlich gelesen und dann bei Seite geworfen. Diesen aber, obgleich nicht viel von jenen unterschieden, las sie wieder und wieder. Zuerst laut und dann für sich selbst, und endlich legte sie ihn fort zu ihren kleinen Kostbarkeiten. Else freute sich darüber, weil Nannie bisher immer ein flatterhaftes Kind gewesen war.

„Und grüße auch Else freundlich von mir,“ stand am Schluß des Briefes; sonst kein Wort für sie.

(Fortsetzung folgt.)

# Heilige Abendstunde.

Nach dem Französischen der Alice de Chambrier.

Wie lieb' ich dich, du stille Abendstunde,  
 Du bringst dem Herzen mein erhabne Kunde,  
 Ein göttlich Leben ist in dir entfacht;  
 Der Himmel läßt sich von der Erde finden  
 Zur Stunde, wo des Tages Lichte schwinden  
 Und still verglühend übergehn in Nacht.

Wie schön die tiefen Regenbogenfarben,  
 Die bald in seltsam Grau hinüberfarben,  
 Bald schillernd rings den Horizont umziehn!  
 Ein Vogel, der die grauen Schwingen breitet,  
 Steigt Dämmerung auf zum Himmel, der sich weitet,  
 Wie ein brillantgeschmückter Baldachin.

Und in dies lichte Dunkel kommt gezogen  
 In stiller Pracht des Mondes blasser Vogen,  
 Des Spißes goldbraut-gleich ein Lichtstrahl eint:  
 So fiel ein Ring aus unbekanntten Händen,  
 Der, festgehalten von der Wolken Enden,  
 Sich wiegend, nun in tausend Strahlen scheidt.

Und diese Strahlen gehn zum See hernieder  
 Und spiegeln tanzend auf der Flut sich wieder,  
 Indeß die schwarzen Wogen zornersfüllt  
 Und unruhvoll, daß sie die Nacht verschleuchten,  
 Vergebens löschen möchten jenes Leuchten  
 Das aus den Himmelstiefen niederquillt.

Selma Pinco.

## Genrebilder aus der Vogelwelt.

Von den Brüdern Adolf und Karl Müller.

### 1. Die Spaziergänger (Meisen).

Wer kennt nicht die sprechende Frühlingsstrophe der heimischen Kohlmeise, die der Volksmund in das „Spitz“ die Schar“ überfetzt hat! Mit diesen Minnelauten beginnt das größte Mitglied der Familie unserer Meisen die Zeit seines Familienlebens, wenn nicht als Virtuose des Gesanges, so doch als fleißiger, nimmermüder Musitant der originellsten Sorte. Und von der Kohlmeise durch die geschwisterlichen Reihen der Tannen-, Hauben-, Sumpf- und Blaumeisen bis zur niedlichen Schwanzmeise befunden sie sich alle als tapfere Musikanten. Den von Dorf zu Dorf wandernden menschlichen Truppen ähnlich, zieht außer der Minnezeit, im Herbst, Winter und Nachwinter, die kleine, niedliche Gesellschaft von Waldort zu Waldort, vom Auwald zur Baumreihe, zum Hag und den Gärten, immer lustig und guter Dinge, meist bunt unter einander vereint, eine ewig bewegliche, heitere Bruderschaft. Dieses anmutige, hurtige Wesen ist nun verknüpft mit einem so unausgesetzten, ausgiebigen Suchen und Vertilgen von schädlichen Baumkerfen in jeder Gestalt, daß man die allerliebste Vogelschar nicht allein ihres anmutigen, schönen Äußeren lieben, sondern auch ihrer außerordentlichen Betätigung halber als die vorzüglichsten Erhalter unserer Bäume und deren Früchte schätzen muß. Und gleichsam wie gute Beispiele wecken diese ökonomisch fördernden Meisenwanderungen durch unsere heimischen Gänge auch die Lust anderer gefiederter Wesen, mitzuspazieren in dem beäfferten Reviere. Da gesellen sich der Gemeinde der Halbruder Kleiber oder die Spechtmeise, diese Doppelnatur von Specht und Meise, die beiden allerliebsten, niedlichen Goldhähnchen und der graubepunktete, hurtige Baumläufer, auch hin und wieder Spechte, wie besonders die Zwerggestalt des kleinen Buntspechtes und der Grauspecht. Selbst den Vogelgnomen Zaunkönig reißt die muntere Genossenschaft manchmal wandernd mit fort, wenn auch nur auf der kurzen Strecke seines kleinen Heims in der Tiefe der Hecken und Zäune. Zwar sind im allgemeinen die Tannen- und Haubenmeisen auf die Waldungen angewiesen, vorzugsweise auf das Nadelholz; die übrigen Arten bevorzugen das Laubholz und verbreiten sich gleichmäßig über Wald, Baumreihungen und Gärten; obgleich auch alle wiederum sich vereinen im Hölze auf einem gemeinschaftlichen Dummelplatze. Aber was vermag nicht alles dieses Häufchen eines lebendigen Überalls und Nirgends im einzelnen und in der Gemeinschaft! Betrachten wir die einzelnen Gestalten dieser Peripatetiker der Natur etwas näher.

Da ist zuerst die Quartiermacherin und Rundschafterin des Zuges, die bewegliche, geweckte und resolute Blaumeise. Oben auf der Spitze oder doch in den Kronen der Bäume, auch vielfach dem Zuge der Genossen räumlich voraus, stößt sie nach jeder reservierten Wanderung über das Freie von einer Wald- oder Baumgruppe zur anderen ihren hellen, klaren Signalruf „Zi-hihihih!“ aus, d. h. gleichsam: „Es ist sicher, Kameraden, getrost mir nach!“ Und da geht's im hüpfenden, schnurrenden Fluge bunt die Blöße hinüber zur nächsten beholzten Örtlichkeit. In der Deckung

des Baumwuchses angekommen, lockt's, pfeift's, schnurrt's, hämmert's und wirtschaftet's in den verschiedensten Schattierungen. Da erklingt das wohlthuende, heimliche „Pipierer“ und „Bürrr“ des haubenstreckenden Völkchens der Schwanzmeisen, das „Bürrr Pinf, Pinf!“ der Kohlmeise, das „Dihdih, Br-Debete“ der Sumpfmeisen und urplötzlich wirft es um sich mit einem Duzend und mehr lebendiger Federbällchen, den schnurrenden und schmalzenden Schwanzmeisen, deren leise Locktöne „Pt, Pt, Terr“ uns umschwirren. Zugleich trifft unser Ohr auch das feine „Siffisi“ der Goldhähnchen und das „Tüt-tüt!“ der Spechtmeise, die an einem Stamme oder Aste klebt. Und endlich rutscht zu wiederholtenmalen, von unten anfangend, das Miniaturbild des Kleibers, der muntere, kleine Baumläufer seine Bahn an den Bäumen hinauf, wie ein winziges Lokomotivchen sein „Sit, Sri!“ ausstößend. Jedes dieser Gesellschaftsglieder ist auf eigentümliche Art und Weise mit seiner Ernährung beschäftigt. Die Emsigkeit und Nüchternheit selber stellt sich hier dem beobachtenden Auge dar. In

gehenden Käschereien, denen sich die unbedeutenderen an manchen Baumsämereien und Winters wohl auch an aushängendem Speck und Fleisch anreihen, verschwinden aber unter der wesentlich hervortretenden Insektenvertilgung. Sowohl an Stämmen und Ästen hinauf und hinab klettert auf ihrem breiten und langen Zehengestell, dem natürlichen Dreifuß, die behende Spechtmeise, hier einen Fund von Puppen unter der Rinde aufdeckend, dort einer dem hämmernden Schnabel entwichenen Haselnuß im Falle mit einem Sturz in die Tiefe nacheilend. Gewahrt unser Blick in den geschilderten Arten die gewandtesten Turner, so präsentieren sich die Schwanzmeisen als schwungreiche, elegante Seil- und Lufttänzer. Ihre langen Schwänze nehmen sich wie Balancierstäbe aus und ihr schnurrender, langbogiger Flug gleicht einem großen, graziosen Schwunge von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum. Es ist als würden von unsichtbarer Hand lebendige Federbällchen oder vielmehr besiederte Pfeilchen in schönen Vogentouren durch die Luft geworfen. Und so elegant und schwungreich die Purzelbäume in den Lufttouren ausgeführt werden, so allerliebste sieht sich das anmutige Schnellen mit den Schwänzen, das flinke Biegen und Wenden um die Zweige herum an. Diese liebliche Truppe der Meisengemeinde bildet sozusagen das belebte Finale des bunten beweglichen Vogelensambles. Begleitet und erhöht wird dies noch durch den charakteristischen Grundton heitersten, feststen Musikantentums. Alle Stimmlaute und Weisen sind scharf markiert, sprechend, eindringlich. Ermangeln sie auch angedeutetermaßen der Ausprägung eines eigentlichen Gesanges, so gefallen sie doch durch ihren Wohlklang, so fesseln sie doch durch die frappante Wendung ihrer festen, pointierten und artikulierten Klangfiguren.

Zum Höhepunkt steigert sich aber dies Auge und Ohr unheimlich unterhaltende Wesen unserer Naturfinder, wenn ihr Jddyll ein ernstes Ereignis, ein Schrecken kreuzt. Die Töne und Weisen alle, die im friedlichen geselligen Verkehr den Reigen der Ziehenden in leiseren und lauterer Nuancen begleiten, sie schlagen dann hier in Alarmwirbel der Verzweiflung, dort in eine Stimmung erster Mahnung und Furcht um. Schon die Angriffe einer Kohl- und Blaumeise auf wehrlose oder gefangene andere Vögel

verursachen eine Lärm- und Standalszene in der ganzen Gesellschaft, die sich körperlich und geistig halb in Reugier und Staunen, halb in Erregtheit mit gedehnten und wetternden Strophen kundgibt. Aber jetzt plötzlich fährt der gefährlichste Räuber, der Baumfalle, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, in den behaglichen Spaziergang der harmlosen Schar hinein. Wie von einem tödlichen Ungefähr getroffen, stürzt die Wächterin Blaumeise mit dem Schreckenssignale „Zizizererebet!“ von hoher Warte des Baumwipfels tief ins Versteck des Gebüschs. Eine Pause des Todeschrecks entsteht, in der die Schar der Schwanzmeisen urplötzlich wie gelähmt zusammenfährt in lanzettspitze, starre Gestalten, oder in eben innegehabter Stellung hängen bleibt; in welcher die Kohlmeise sich an den Stamm oder Ast drückt oder mit der Sumpfmeise wie ein Schatten in die nächste Höhle schlüpft; in welcher die Spechtmeise, vor Todesangst starr, an dem Zweige postfesterlich in der Stellung verharrt, in welcher sie sich eben nach der appetitlichen Haselnuß vom Zweige übergebogen.

Diesmal ging der panische Schrecken glücklich vorüber. Der Baumfalle fauste dahin und in wenigen Augenblicken war das heiter gesellige Thun und Treiben wieder hergestellt.



Eine Meisen-Gesellschaft.

bunten, reizenden Genre-scenen wechseln allerliebste Vogelbildchen in den verschiedensten Situationen. Zuerst fällt die Blaumeise auf durch ihr stetiges, unermüdliches Klettern in den Ästchen, Zweigen und Knospen herum, an welchen sie besonders die winzigen Insektenener neben den anderen Gestaltungen von Kerfen mit Erfolg hinter Rindenschuppen, Ritzen, Poren und Blatthüllen aufsucht.

Nicht minder fesseln die Hauben- und Tannenmeisen mit ihrer wesentlich übereinstimmenden Ernährungsweise und ihrem Verhalten. In gewandtem Turnen geht's von Zweig zu Zweig, in hängenden Stellungen bald nach oben, bald nach unten gerichtet, alles genau und doch flink visitierend. Die ernstere und bedächtiger Kohlmeise bildet gewöhnlich den Mittelpunkt der Scenerie; sie hält sich, zuweilen mit der Sumpfmeise, in der Tiefe und höchstens im Mittel der Baumhöhen, durchsucht dabei auch, wie ihre eben genannte Begleiterin, die Büsche und Hecken, sowie den Boden, um dabelst, vorherrschend zwar dem Aufsuchen von Kerfen hingegeben, gelegentlich doch auch Haselnüsse aufzuhämmern, lästern und fedt selbst einem in der Schlinge oder dem Spreitel gefangenen Vogel das Hirn aus dem Schädel zu hacken. Mit ihrer Nase Blaumeise plündert die Schelmin auch zuweilen die Mohnköpfe. Diese vorüber-

Properzia de Rossi.

Von Alfred Friedmann.



**Z**u jener Zeit, die nun so groß erscheint, Weil um den Fall der Kunst das Auge weint, Als unbezwinglich tobten Leidenschaften, Und selbst sich Recht Beleid'ger, Kläger schafften, Als Kaiser Könige gefangen nahmen,

Landsknechte stürmend vor Roms Thore kamen, Gedung'ne Banden fengend, mordend zogen Durch Mailands goldenhalm'ge Saatenwogen, Als kleine Fürsten kleinlich sich bekriegten, Und — die Ariosto und die Tasso siegten, Als mit dem Helm ein Papst die Tiara tauschte, Lenore d'Este süßen Strophen lautete, Der Medicäer goldne Sterne schienen, Unsterblich wurden schöne Fornarinen, — Da blüht' der Rossi adliges Geschlecht Den Bolognesern, rein und thatenecht. Properzia war der Stolzen Haus entstammt, Die Künstlerin. Früh war ihr Herz entflammt An Schriften, die von hohen Dingen handeln, An Statuen, die in Kirchen und Kapellen Sich strahlend neben Farbenwunder stellen, Vollbracht von jenen kunstgeweihten Meistern, Die, selbst begeistert, ewig fort begeistern. Gern mochte sie in Säulenhallen wandeln Der alten Stadt, und sich in den Arkaden, So wie in lauem Bad, im Schatten baden, Indes die Sonne in den breiten Straßen Wie wallend Feuer lag. — Die Städter saßen Vor ihrer Thür und sprachen von der Zeit, Wie schwer sie sei, schwer, wie sie nie gewesen, Wie Papst und Kaiser ewig kampfbereit — Und sonst'ge Weisheit, müßlos aufgesehnt! Doch wenn Properzia still vorüberging, Schlank, wie am Kirchhof jene hohe Pinie, Scheu, wie ein Reh und immer traumverloren, Sah sie ihr nach: „Seht nur das feine Ding, „Von Malerhand gezogen jede Linie. „Die ist nicht wie die andern. — Zu den Sternen „Schweift hin ihr Blick, wie zu der Sel'gen Fernen, „Tief bohrt er sich in festen Boden nun, „Als wär er gern da wo die Toten ruhn. „Doch nimmer weilt ihr Denken bei dem Heute, „Beim Augenblick!“ — So redeten die Leute.

Properzia war ein Kind von sechzehn Jahren, In Welt und Liebe rein noch, unerfahren. Am liebsten stieg die Träumerin bergan Nach jenen Höhen, wo ein Kloster steht, Das der Madonna die San Luca eignet. Und was in der Natur sich schön ereignet, Am Himmel, auf den Ebnen vor sich geht, Das nahm sie schweigend in sich auf — und sann! Sie sah die Sonne auf und nieder gehn, Und blieb bewundernd in Betrachtung stehn. Sie frug, die Hand an ihrer Stirn: „Wozu? „Wozu die Pracht, folgt doch nur Nacht und Ruh!“ Nachtwandelnd schritt sie so durchs Kindheitsthor, Und alles kam ihr wie vergeblich vor.

Dann zog sie's hin zu jenes Klosters Gängen, Woher geheimnisvoll erscholl Gesang Von hellen Frauensimmen! Wie das klang! Als ob die Engel „Hosiannah“ sängen,

Doch auch, als ob der Nonnen Herzen sprängen, Weil jede fühlte sich allein, verlassen; Denn nur zu Zwein läßt sich die Freude fassen!

Wie sie einst spät in ihrer Kammer saß, Gelöst das blonde Haar, im weißen Kleid, Und von der Welt vergangner Tage las, Die auch gekannt das Lied von Lust und Leid, Kam sie daran, wie Giotto Maler ward. Arm war die Jugend ihm, und rauh und hart Das Hirtenleben, doch er stieg aus nichts Empor zum Genius der Kunst, des Lichts. „Wem Kunst und Ruhm das Leben also füllt, „Dem ist's nicht nutzlos!“ denkt sie und verhüllt Das süße Antlitz mit den feinen Händen, Und Perlen rinnen durch die Finger hin. „D, daß ich,“ seufzt sie, „doch nichts kann und bin! „D, daß die Kunst mich auch ans Leben bände!“

Dann lehnt das Blondhaupt sie zur Nacht hinaus, Gleich einem Bild im Rahmen sieht sie aus, Wohl würdig, als Madonna dort zu thronen, Wo Raphaels verklärte Jungfrau wohnen, Im Allerheiligsten, am Hochaltar, Zu dem herniederschaut der Engel Schar.

Da fühlt sie plötzlich ihre Hand erfaßt, Und sie erschrickt; denn roh und unerzogen Sind die Studierenden der hohen Schule Bolognas, und des Blutes heiße Wogen Gehn hoch der Jugend.

„Sage, welche Last „Das süße Haupt Properzias niederdrückt? „Ward ungetreu ihr unbekannter Buhle?“ So sprach's zu ihr. — Und sie erkennt den Alten, Der gegenüber ihr, allzeit gebückt, Sitzt in der Werkstatt unterm Straßenbogen, Stets hämmernd, daß die Marmorstücke flogen. Sie glättet ihrer schönen Stirne Falten Und spricht: „Messer Amico, Ihr seid's nur!“ — „Nur! Ei, seht da! Bin ich nur so ein Nur? „Gelt ich doch was im Rat, im Kirchenrat, „Und bei den Ältesten der Vaterstadt, „Die mir manch Amt schon zugewiesen hat, „Denn stets erwies ich mich als Mann der That! „Doch wer bei Alten gilt, gilt nichts bei Jungen, „Sonst hätt ich längst — Properzias Herz errungen!“

Messer Amico war ein Freund des Schönen, Ein Bildner, dem manch wackres Werk gelang, Doch dem die Arbeit mehr war ein Gewöhnen, Daher er nie den höchsten Preis errang. Aus edlem Haus, glaubt er seit Jahr und Tag, Er würde sich die Süße doch erringen, Ihr schuldlos Herz durch treue Liebe zwingen — Und — was ein grauer Thor sonst fasseln mag.

Properzia selbst war träumerisch gestimmt, Und, schon gewöhnt an ihres Nachbarn Worte, Verzieh sie, was entschlipft des Mundes Pforte An allzukühner Rede. — Und sie nimmt Nun selbst des greisen Freundes rauhe Hand Und sagt: „Wollt Ihr nichts fordern und begehren, „Als was Ihr sonst mir priest, das reine Schauen „Der Schönheit, die Ihr zugeseht uns Frauen —

„Komm ich zu Euch beim neuen Morgengrauen. „Ihr sollt mir Führer sein, mich weiseln lehren, „Ich will Euch Schülerin, Gehilfin sein, „Die Macht, Euch mehr zu geben, ist nicht mein!“ Messer Amico ist schon hochbeglückt, Er küßt die Hand und thut und spricht entzückt. Er denkt: „Der erste Schritt ist nun gethan, „Und wer die Füße hob, geht seine Bahn!“

Doch in der Dämm'rung stillverschwiegener Nacht Zieht nun die Jungfrau noch den Schleier sacht Von dem Geheimnis ihrer Brust. — Sie klagt Dem greisen Lauscher, welsch ein Schmerz ihr nagt Im Busen; daß sie schöner, heiliger Reid Erfüllt, sieht einen neuen Namen glänzen Sie auf Italiens Ruhmes-Lorbeerfränzen; Sie möchte leben heut und alle Zeit, Sich Ehre, Nachruhm durch ein Werk erringen, Und das, sie fühlt es, muß ihr noch gelingen!

„D,“ ruft sie, „und ihr junger Körper bebt, „Schön hat nur der, der schaffend war, gelebt! „Wer liebend lebte, gleicht dem Meteor, „Das ein paar Funken in der Nacht verlor, „Und niederfiel aus unerkannten Fernen! „Wer schaffend lebte, gleicht den großen Sternen, „Zuerst erblühend nach der Sonne Scheiden, „Tröstend die Welt, die soll im Dunkel leiden! „Wer Michel Angelo, Urbino gleicht, „Hat gar das schönste Sonnenlos erreicht, „Er glänzt und leuchtet, wärmt und zeugt das Leben „Neu jeden Tag — sein ganzes Thun ist Geben! „So möcht ich sein, und daß ich dies nicht kann, „Thut meine Lebensfreud' in Acht und Bann, „Ich fühl' mich nutzlos und doch möcht ich sein „Der Sonne gleich, die Saaten reißt und Wein!“

„Du wunderliche Heil'ge!“ sprach darauf Der Bildner. „Thu' dein Herz der Liebe auf: „Erst dann kann alles herrlich dir geraten, „Wenn du gestreut ins Herz der Liebe Saaten!“

Da tönt von ferne laut Geschrei daher. Studenten nah'n in hellen wilden Haufen, Die einen fliehn, die andern folgen, laufen Rapiere schwingend durch die schmalen Gassen. Zwei Kotten sind's, die bis aufs Blut sich haßen — Nun stehn sie, drängen wütend Mann an Mann. Man kämpft! Stahl fällt auf Stahl. Die Funken sprüh'n, Wie Käferchen in Julinächten glüh'n, Erz tönt an Erz, und toller wächst die Wut, Es regnet Hiebe, Flüche. — Nun fließt Blut. Und taumelnd an das Fenster Sims, verwundet, Sinkt ihr ein Jüngling in den Arm fast. — Büßen Muß er der Andern Zorn, liegt ihr zu Füßen: Ein schöner Knabe, ganz in schwarzen Sammt Gekleidet, reich geschmückt mit goldner Kette, Braunlock'ges Haar quillt unter dem Barett. — Dem sonst von Jugendkraft das Aug' geslamm't, Der liegt nun da wie eine schöne Leiche, Wie eine blitzgefällte junge Eiche!

Messer Amico faßt den Ärmsten. — Schon Ist Freund und Feind nach blut'ger That geslohn. Die Ebirren nah'n! — Nicht weiß ich, wie es kam, — Ob in den Arm Properzia sanft ihn nahm,



Ob ihn der Freund ihr in den Arm geschoben,  
Durchs niedre Fenster ins Gemach gehoben,  
Doch — es geschah. Er ruht nun still im Hafen,  
Entrückt der Nacht, der Haft, der Themis Strafen!

Wie traulich in Properzias Ruhgemach  
Beleuchtet Ampelschein den stillen Knaben:  
Dort ist der Freund jetzt bei der Sorge wach.  
Den sie verbunden und gelobt dann haben,  
Der schlägt allmählich nun die Augen auf,  
Es fragt sein irrer Blick nach Zeit und Ort.  
Messer Amico giebt die Antwort drauf.  
„Die Sänfte hol' ich. Doch nun auf und fort!  
„Sandro de' Peppoli kann hier die Nacht  
„Nicht weilen!“

Alessandro, ganz erwacht,  
Gerettet auch, sieht nun die herrlich Schöne  
Gesenkten Blicks, die Hände faltend, stehn,  
Und ihn ergreift's, wie süßen Liebes Töne!  
Er glaubt, er sieht ein Bild von Raphael!  
Nie schaut ein Mädchen er, so sonder Fehl  
Der schönsten Bildung. Doch ihn faßt im Innern  
Zugleich ein heilig warnendes Erinnern,  
Er greift ans Herz, empfindet ältere Wunden —  
Ein Schatten ist Properzias Bild verschwunden.  
Kaum grüßt er dankend, faßt nicht ihre Hand,  
Küßt nicht den Saum vom wallenden Gewand,  
Und wie bei Tagesgrau fliehn Traumgespenster,  
Springt leichtbeschwingt er fort durchs niedre Fenster!  
Properzia sinkt. Er nahm ihr Herz, ihr Glück.  
Dem Arzte ließ die Krankheit er zurück!

Es rannen Jahre in den Strom der Zeit,  
Wie Tropfen in das Meer der Ewigkeit.  
Die Völker kämpften heisse Kämpfe weiter,  
Der Einzelne blieb was er war, ein Streiter,  
Der Wunden schlug, um Wunden zu empfangen.  
Zerstörung war durch Wälschland hingegangen,  
Und Unvergänglich's erblühte neu,  
Der Zukunft Weizen aus des Tages Spreu.

Properzia steht im grauen Leinenkleid  
Jetzt vor dem weissen Marmor, schlagbereit,  
Wie sie die Büste aus dem Steine schlug,  
So ward auch sie ein venusgleiches Weib,  
Mit stolzer Brust und königlichem Leib:  
Nun ist sie Juno, die einst Hebe war,  
Umschwebt von aller holden Genien Schar.  
Sie that das Größte, doch sich nie genug!  
Sie war so hoch von ihrer Kunst begeistert,  
Dass sie gar bald den Meister übermeistert,  
Der staunend sah, wie auf des Genius Ruf  
Sie, wie bewußtlos, Wunderwerke schuf.  
Zwar jagt sie oft, wenn Neues sie beginnt,  
Doch führt sie's aus — und ihre Furcht zerrinnt.  
Wie oft glaubt' sie ihr Feuer im Versprühn,  
Sie aber ließ nicht nach, sich abzumüh'n.  
Und immer weiter wächst und schwillt ihr Ruhm —  
Die Statue fehlt im Herzensheiligtum —  
Die Kunst giebt ihr wohl Glück, doch kaltes Glück,  
Heiß denkt sie stets an jene Nacht zurück. . . .

Zuerst geübt an leichten Spielereien,  
Trat in den Tempel sie der Kunst bald ein,  
Von Freund Amico brüderlich beraten,  
Mit weisen Worten und — mit schwachen Thaten:  
„Das Handwerk ist das Fußgestell der Kunst,  
„Wer's nicht begreift, kommt nicht bei ihr in Gunst!  
„Wenn du nicht aus dir selbst das Höchste schaffst,  
„Dann lerne sehen, wo du staunend gaffst.  
„Lern' erst die Tiefen der Natur ergründen,  
„Entzündet sie dich, wirst du selbst entzünden.  
„Dann geh' bewundernd hin auf Skopas' Pfaden,  
„Von den Begnadeten laß dich begnaden;  
„Vorbildlich leben uns auch eigne Meister,  
„Die lenken sollen uns're wirren Geister! —  
„Wie standest du so weltvergessen da  
„Vor Raphaels Gebild Caecilia,  
„Wie sie die Harfe hält, zum Himmel schaut,  
„Sahst du zu ihr empor, der Himmelsbraut!“  
„Braut!“ rief das Echo in der Künstlerin,  
Und fern verträumt, nachtwandelnd war ihr Sinn.

„Oft las ich das Sonett Da Vincis dir:  
„Chi non può quel, che vuol, befolgt' es mir,  
„Wer das nicht kann, was sich sein Wollen denkt,  
„Der laß die Kunst, ihm wird sie nicht geschenkt!“ —

Armer Amico! Leicht ist's Formeln predigen,  
Schwer, ihre Forderung selber zu erleben!  
So im Gespräch, mit Büchern im Verkehr,  
Beim Thon, der bildsam, und beim spröden Stein,  
Berging die Zeit den beiden, denen schwer  
Das Herz, denn Liebe nahm es jedem ein.  
Die Kunst nur ließ Properzia noch ertragen  
Das Trauerdasein, voll von eitlen Ruhm.  
Doch ihr erschien es wie ein Martyrium,  
Ein Lächeln zwischen thränenreichen Klagen.  
Denn seit der Nacht, da jener bleiche Kranke  
Ihr Leben kreuzte — Alessandro — blieb  
Der Nachschmerzschwindene ihr Allgedanke,  
Ihr Abgott, ihre Sehnsucht, ach, ihr Lieb.  
Er mied die Straße seiner Retterin,

Er wich ihr aus, so wie das Wild dem Jäger,  
Ihn zog's, wie sie zu ihm, zu Pia hin,  
Der Längstverlobten! Er vertauscht' den Schläger  
Und das Fleuret mit einem guten Schwert,  
Das mitzuthun im Kampf der Zeit begehrt.  
Und mitten in der Schlachten Lärm und Grauen  
Gedacht' er wohl der beiden süßen Frauen:  
„Was frommt's, eilt zu Properzia mein Gedanke,  
„Ihr Bild schafft nicht, daß Treue in mir wanke!  
„Gespiel der Jugend, braune Pia, du  
„Wiegst mir das Herz in Liebe ein und Ruh.  
„Ich fürchte jene Herrliche und Süße,  
„Die nur umflattern reine Dankesgrüße!  
„So lang mir Pia treu und hold geblieben,  
„Darf, kann ich dich, Properzia, niemals lieben!  
„Vielleicht, wenn kalt ich, roh und herzlos scheine,  
„Stirbt deine heil'ge Neigung, Sündenreine!“

(Schluß folgt.)

## Monatsbilder: April.



Nun steht die Welt im Blütensehler,  
Wie eine selig-fröhliche Braut,  
Auf die in wehmütvoller Feier  
Des Himmels Segen niedertaut.

Rings quillt und schwillt von neuem Leben  
So Wald wie Garten, Feld und Flur;  
Ein tief geheimnisvolles Wehen  
Umhüllt des Frühlings Wandel-Spur.

Urkräftig dampft des Acker's Scholle,  
Am Berghang hebt sich Weichendunst,  
Sanft durchs Gezweige haucht die volle,  
Die lebensreiche Frühlingsluft.

Und nun ein Regen, feucht umhüllend  
Die Welt, so weit der Himmel lacht,  
Des Tages Dürsten lieblich stillend —  
Bis sanft beschwicht'gend naht die Nacht.

E. Ziemssen.

## Ein Kapitel über die deutsche Frau.

Die eigenartige Verherrlichung der deutschen Frau in Wort und Lied bildet ein interessantes Objekt für die Betrachtung des Denkers. Auch die Litteratur der anderen Völker beschäftigt sich viel, manche, wie die französische, gar mehr als die deutsche, mit der Frau. Doch besteht ein bedeutsamer Unterschied in der Behandlungsweise. Die Franzosen betrachten die Frau ausschließlich in ihrem Verhältnis zum Manne. Für den Ruhm der Frau fällt selten etwas ab dabei. Selbst in der Liebe und in der Ehe scheint immer etwas Feindseliges, ein erbitterter Kampf zwischen den beiden Geschlechtern hervorzuschimmern.

Anders bei den Deutschen.  
Von den Zeiten der Minnefänger an bis auf unsere Tage ist der Preis der deutschen Frau in allen Tonarten gesungen und gesagt worden. Ebenso oft wird das deutsche Mädchen gepriesen. Das unverheiratete Weib, oder richtiger das Weib ohne Beziehung auf sein Verhältnis zum Manne, ist überhaupt ausschließlich eine Figur der germanischen Litteratur. Die weiblichen Eigenschaften an sich haben fast allein germanische und besonders deutsche Dichterköpfe in Bewegung gesetzt, und hierin liegt der Grund sowohl für die unvergleichlich zarten Frauengestalten eines Goethe und Shakespeares, als auch für die unendliche Anzahl von blaffen und individualitätslosen

weiblichen Typen, deren die deutsche Litteratur mehr besitzt, als jede andere.

Da die Litteratur aller Völker bisher vorzugsweise noch von den Männern gemacht wurde, so kann die Erklärung für diese eigentümliche Erscheinung nur darin liegen, daß das deutsche Weib sich durch eine größere Anzahl von charakteristischen Eigenschaften vom Manne unterscheidet, als die Frauen der anderen Nationen, und daß sich daher jene Eigenschaften stärker der Beobachtung der dichtenden und schildernden Männer aufdrängten. In der That bemerken wir, daß nirgends im Leben der Familie, der Gesellschaft und des öffentlichen Verkehrs sich ein so starker Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern kundgiebt, wie bei uns. Bei den Romanen wie bei den Slaven sehen wir die Frau ein näheres Verhältnis zum Manne beobachten. Sie macht ihm stärker und erfolgreicher Konkurrenz. Auf manchen Gebieten hat sie vollständig die Herrschaft an sich gerissen. Zumal bei den Franzosen wird ein Vorwiegen des weiblichen Elementes seit Jahrhunderten beobachtet. Und häufiger als in einem anderen Lande steht sie in Frankreich dem Handel und Wandel vor, verrichtet sie ausgedehnte Handarbeit. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es in Paris selbst weibliche Zünfte. Nie hat bei den Romanen, weder in der Familie noch in der Gesellschaft, ein so tiefes Abhängigkeitsverhältnis des Weibes vom Manne bestanden, wie in den germanischen Ländern. Auch die Frau des heutigen gebildeten Slaven ist in höherem Grade Herrin ihres Hauses und ihres Gatten als die deutsche Hausfrau. Ja, es haben sich Erscheinungen herausgebildet, durch welche bei Russen und Franzosen, selbst bei Spaniern und Italienern der Mann zum erwerbenden Sklaven seines Weibes geworden ist.

Unzweifelhaft verrät die geistige Verfassung der Romanen viel mehr männliche Eigenschaften als die der deutschen Frau. Aktivität, Initiative, Herrschsucht sind bei ihr in hohem Grade ausgebildet. Dagegen erscheint der romanische Mann weiblicher und weibischer als der Deutsche. Haben doch die romanischen Sprachen nicht einmal ein eigenes Wort für den Begriff „Mann“.

Andererseits beobachten wir, daß die Verschiedenheit zwischen Mann und Weib sich um so merkbarer äußert, je höher die Kultur eines Volkes gestiegen ist. Meines Wissens hat W. S. Riehl in seinem Buch über die Familie diesen Gedanken zum erstenmale streng formuliert. Er sagt, daß der Gegensatz der beiden Geschlechter erst vollkommen mit der reichsten Kultur hervortreten könne. Bei wilden und barbarischen Völkern ist er verschwindend gering. Je tiefer wir auf die Stufenleiter der menschlichen Rassen herabsteigen, desto deutlicher bemerken wir, wie dieselben Handlungen und Beschäftigungen vom Manne wie von der Frau ausgeübt werden. Es offenbart sich hierin daselbe kulturhistorische Gesetz, das die Entwicklung der materiellen Kultur beherrscht, das Gesetz von der Teilung der Arbeit. Es behält seine Macht nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete, sondern auch auf geistigem und, wie wir aus dem vorliegenden Gegenstande ersehen, sogar in der Sphäre des Gemütes.

Selbst in einem so äußerlichen Umstande, wie es die Kleidung ist, giebt sich die Erscheinung kund. Die Stämme im eisigen Norden, die Grönländer, Lappen, Tschuktschen und Eskimos zeigen nur äußerst geringfügige Unterschiede in der männlichen und weiblichen Toilette. Die Türken und Orientalen haben für beide Geschlechter die Turbans, Kaftans und Hojen. Die weiten, kurzen Beinkleider der Griechen und die ballerinenartige Fortsetzung des Obergewandes gemahnen lebhaft an den Weiberrock. Die Tracht der kaukasischen Frauen ist nur eine Variation der Kleidung ihrer Männer.

Innerhalb der civilisierten Völker verschärft sich der Gegensatz zwischen den beiden Geschlechtern mit der steigenden Kulturstufe der Stände. Noch heute ist der Unterschied zwischen Mann und Weib bei dem Landvolke sehr viel geringer, als in den oberen Ständen der Großstädte. Die schwere Arbeit, die das Weib des Bauern zu verrichten hat, verleiht ihr einen männlichen Zug und macht es seinem Gatten ebenbürtiger. In den gebildeten Klassen dagegen zieht sich das Weib von der harten, körperlichen Arbeit und von der Sorge um den Erwerb zurück, es wird passiver, und da die Passivität, der mütterlichen Aufgabe der Frau gemäß, ein Grundzug der weiblichen Natur ist, so hat es Zeit und Muße genug, in sich die spezifisch weiblichen Eigenschaften zu einem hohen Grade von Vollkommenheit auszubilden.

Gesellt sich hierzu, wie bei den germanischen Nationen, die glückliche Rassenanlage, vermöge welcher die geschlechtliche Differenz von vornherein eine stark ausgeprägte ist, so wird das Weib bei solchen Völkern möglichst vollkommen in sich Eigenschaften entwickeln, die dem männlichen Wesen fremd sind und als spezifisch weibliche erkannt werden müssen. Eine natürliche Betrachtungsweise der Dinge kann eine solche Entwicklung nur willkommen heißen, und erkennt man darin das Walten jenes allgemeinen kulturfördernden Gesetzes von der Teilung der Arbeit, so könnte man den deutschen Frauen das Kompliment machen, daß sie am geeignetsten sind, ihre Nation in dem Fortschritt auf der Stufenleiter der Kultur zu fördern.

Freilich werden sich gegen solch eine Hochschätzung des deutschen Weibes manche Stimmen erheben. Man wird einwenden, daß die Engländerin im zielbewußtesten Charakter, die Französin im Geist und Scharfsinn, die Italienerin im Temperament und natürlicher Begabung der deutschen Frau überlegen ist. Mag sein. Aber es ist doch sehr die Frage, ob jene Eigenschaften, die an fremden Frauen so gerühmt werden, solche sind, welche die Frau zur gedeihlichen Entwicklung der Rasse bedarf. Sicherlich haben die genannten drei Nationen eine größere Anzahl von sogenannten „bedeutenden Frauen“ aufzuweisen gehabt als wir; es dürfte aber kein exorbitantes Vorurteil sein, daß nirgend die Familienbände inniger und unzerreißbarer sind als bei uns. Und dieser Ertrag kann uns genügen. Den festen Grundstein zu legen für ein Familiengebäude, in dem sich die zukünftige Generation geistig und körperlich zum gedeihlichen Ende entwickeln kann, dürfte doch wohl immer noch als die Hauptaufgabe der Frau betrachtet werden. Hierin ist sie unerzählich, einzig. In allen übrigen Eigenschaften wird sie vom Manne ersetzt, in den meisten von ihm bei weitem übertroffen. Erfüllt das deutsche Weib jene ihre schönste und fast einzige Kulturaufgabe in besonders hervorragendem Maße, und bleibt sie ihr auch ferner treu, so mag sie leichten Herzens auf die Vorzüge ihrer Nachbarinnen verzichten, so wird sie fortfahren, der Preis der deutschen Poesie und Kunst zu sein.

Otto Neumann-Hofer.

Dilettanten-Arbeiten.

VII. Ornamentieren und Modellieren in Leder. Lederblumen.

Neuerdings bringt sich eine früher viel geübte hand- gewerbliche Handarbeit in Erinnerung, deren Erzeugnisse durch schönes Aussehen, Dauerhaftigkeit und verhältnismäßig leichte Art der Herstellung bestehen, nämlich die Lederarbeiten. Sie tragen alle den Charakter der soliden Arbeiten früherer Jahrhunderte, deren Reiz durch die Verzierung mit Malereien noch erhöht wird, und erscheinen daher besonders zur Ausschmückung von Wohnräumen im Renaissancestil geeignet, doch werden sie auch denen willkommen sein, welche in Verlegenheit sind, den „Herren der Schöpfung“, die oft und nicht immer mit Unrecht eine besondere Abneigung gegen „Stickerien“ zeigen, ein zugängliches Geschenk zu machen. Hier finden sich für jeden noch so wählerischen Geschmack Überraschungen aller Art, sei es in Form von Cigarrentellern und -Taschen, Rahmen, Kissen, Ständern, Buchdeckeln, Visitenkartentaschen oder gar in den bei der Männerwelt schon so arg verpönten „Bantoffeln.“ Hierbei mache ich gleich darauf aufmerksam, daß diese Lederarbeiten auch für die männliche Jugend eine empfehlenswerte Beschäftigung sind, ähnlich den Laubsägearbeiten, welche sich schon etwas überlebt haben.\*

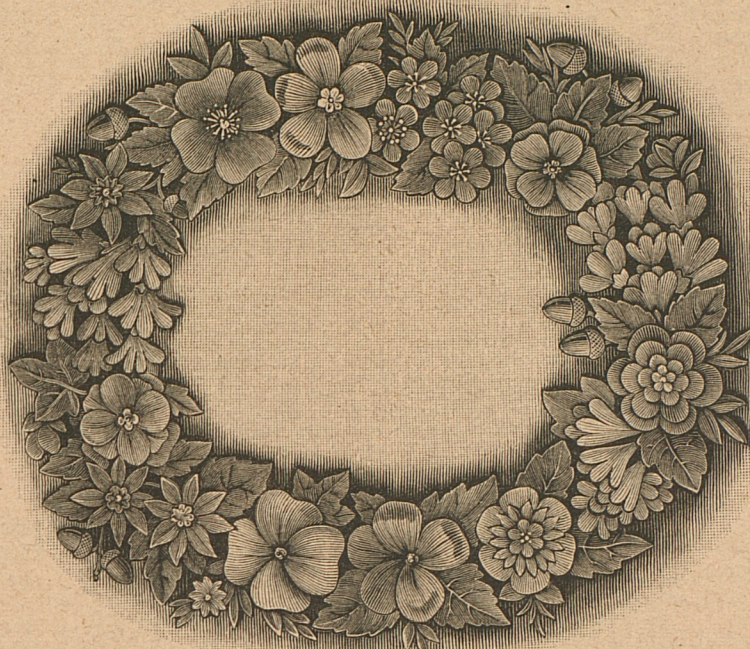
Was zunächst die Zeichenvorlagen anbetrifft, so werden dem Werkzeugkasten zwar Muster beigegeben, doch erscheinen mir dieselben im allgemeinen zu kompliziert; sie müßten größere freie Grundflächen zeigen und die Ornamente einfacher sein. Wir finden weniger mühsam auszuführende Vorlagen im „Bazar-Album“ (Preis 5 Mark, zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt von der Verlagshandlung des „Bazar“), in Schimmers Vorlagen für Holzmalerei und vor allem in Meurers Werk: „Italienische Flachornamente aus der Zeit der Renaissance.“ Auch die Wappen aus dem „Münchener Kalender“ bieten in der grotesken und flotten Manier ihrer Ausführung ganz vortreffliche Muster, namentlich für Malerei auf Leder. Einfachheit der Ornamente bleibt bei allen derartigen Arbeiten immer die Hauptsache. Für diejenigen, welche gleich eingerichtete Sachen arbeiten wollen, sind allerdings Frisches ausgezeichnete Muster am geeignetsten; dafür fehlt es dann freilich an der Freude, etwas Selbstentworfenen ausgeführt zu haben. Das Material zu den Lederarbeiten (Ziegen-, auch Kalbleder) ist wohl bei jedem Gerber zu erhalten.

Man paßt die Zeichnung auf das Leder auf und zieht sie mit Tinte oder schwarzer Farbe nach. Dann wird das vorgezeichnete Muster in das Leder eingeritzt, mit dem Modellier- eisen aufgerissen und der Grund niedergedrückt. Während der ganzen Dauer der Arbeit muß das Leder feucht gehalten wer-

den (dies geschieht, indem man öfter einen nassen Schwamm darauf drückt), es läßt sich dann mit Leichtigkeit in die gewünschten Formen bringen. Hochliegende Stellen werden mittelst des Modellierens auf der linken Seite des Leders herausgedrückt, tiefere auf der rechten Seite eingedrückt, ebenso modelliert man die Adern und Rippen der Blattornamente. Der Grund des Leders wird ebenfalls verziert, indem man durch Punktieren die mannigfaltigsten Muster herstellen kann. Es sind dem Kasten vier verschiedene Punktierinstrumente beigegeben, welche Perlen, Sterne und dergl. Figuren auf dem Grunde wiedergeben. Beim Punktieren stellt man das Instrument senkrecht auf das Leder und schlägt mit einem dazu beigegebenen zierlichen Hammer einmal fest auf den Punktierer. Dadurch wird die Figur in das Leder eingepreßt. Nach Fertigstellung der Arbeit wird das Ganze mit einer Beize überzogen, durch welche das Leder eine dunklere Färbung erhält, die man nach Wunsch durch ein- oder mehrmaliges Überstreichen mit der Beize heller oder dunkler abschattieren kann. Anstatt das Leder zu beizen, kann man es mit ganz dünner Ölfarbe bemalen, was besonders für Wappen und altdeutsche steife Figurenornamente sehr wirkungsvoll ist. Man verdünnt

dann die Ölfarbe mit Siccum (siccativ), damit sie schneller trocknet, und überzieht die Malerei nach dem Trocknen mit französischem Firniß oder Jakobens Majolikafack. Sehr vornehm wirkt auch eine auf dunkelgebeiztem Leder in Gold ausgeführte Malerei. Zum Einrühren der Goldbronze nehme man Majolikafack. Diese Art der Malerei ist sehr passend für Zimmer im Renaissancestil, welche man unter den Gesimfen und über dem gradlinigen Sopha mit solchen Stücken Ledertapissiererei bekleiden kann. Die Ornamente müssen dazu grotesk (auch japanisch), weilkäufig und originell komponiert sein und reich vergoldet werden. Auch für Buchdeckel, denen man ein mittelalterliches Gepräge erteilen will, paßt diese Behandlung. Man wählt für die Mitte ein Wappen, das farblich ausgemalt oder nur gebeizt wird, läßt den Grund sonst frei von Zeichnung, ausschließlich der Ecken, in denen man Ornamente anbringt, welche hoch modelliert und vergoldet werden, so daß sie wie eine Zimitation der Messingbeschläge wirken. Monogramm und Jahreszahl finden auf dem Rückendeckel ihren Platz und werden gleichfalls mit Gold verziert.

Somohl in Verbindung mit diesen Lederarbeiten, als auch für sich allein lassen sich Lederblumen vorteilhaft verwenden. Das dazu gebräuchliche Leder ist daselbe wie vorerwähnt und auch die Technik ist eine ähnliche, nur kommt es auf hübsche Zusammenstellung an. Die einzelnen Blumenblätter natürlicher, einfacher Blumen, als Stiefmütterchen, wilde Rosen, Sternblumen u. s. w., zeichnet man nach der Natur ab und schneidet sie in Leder mit scharfem Messer auf harter Unterlage aus, doch muß das Leder während der Arbeit, wie bereits bemerkt, stets feucht gehalten werden. Ich füge hier einige der einfachsten und gebräuchlichsten Formen und einen zusammengesetzten Kranz aus Lederblumen zum leichteren Verständnis bei. Man wölbt die einzelnen Blumen wie bei der vorerwähnten Lederarbeit durch Ausdrücken der Form von der inneren Seite, zeichnet mit einem stumpfen Messer oder dem Modellier- eisen Rippen und Adern hinein, setzt sie dann mittelst Draht zusammen und leimt sie entweder auf Holz oder auf Pappe oder befestigt sie mit feinen Nägeln. Zu Ranken und Stambänden rollt man feingeschnittene Lederstreifen über eine Stricknadel und formt die Köpfe durch Eintauchen in Leim. Kleine natürliche Haselnüsse und Eicheln werden mit zur Dekoration verwendet und erstere zu Trauben geformt. Nachdem das Ganze geordnet und befestigt ist, lackiert oder beizt man die Blumen und Blätter, wodurch sie fest und wie aus Holz geschnitten erscheinen. In dieser Weise ist z. B. ein Cigarrenkasten sehr hübsch zu dekorieren. Man bestellt sich einen Kasten aus billigstem Holz, arbeitet für die Mitte und Seitenteile Lederstreifen mit plastischen Ornamenten und umgiebt den Deckel mit einem Kranz von Lederblumen. Ausgebrochene Stellen an hölzernen Zeitungsmappen, Bilderrahmen u. s. w. kann man durch einen Zweig geschickt angebrachter Lederblumen verdecken; auch in Verbindung mit Metallmalerei empfiehlt sich die Verwendung der Lederblumen durch den gediegenen Eindruck, den sie machen. Man kann auch hier durch Vergoldung sehr hübsche Effekte erzielen und einzelne Blumen, z. B. Stiefmütterchen, mit Goldbronzezeichnung versehen, die Nüsse und Eicheln vergolden. Von farbiger Malerei möchte ich abraten, da das Leder durch seinen schönen Ton so vornehm wirkt, daß eine bunte Verzierung nicht notwendig; dieselbe dürfte immer nur mit großer Diskretion angebracht werden.



Bilderrahmen aus Lederblumen.



Naturgröße Details zu Lederblumen.

\* Gustav Frischke, Kgl. Hofbuchbinder in Leipzig, hat einen Werkzeugkasten zusammengestellt und in den Handel gebracht, welcher eine Menge angefangener und vorgezeichneter Lederarbeiten, Vorbilder, Werkzeuge u. s. w. enthält und durch seinen verhältnismäßig wohlfeilen Preis (ein Werkzeugkasten mit allen Werkzeugen, Beize, zwei Schwämme u. s. w., sowie zwei Lichtdrucktafeln mit Abbildungen fertiger Arbeiten kosten 10 Mark, elegantere Sorte entsprechend teurer) die Anschaffung desselben erleichtert. Dem Kasten ist eine genau und leicht verständlich abgefaßte und durch anschauliche Zeichnung erläuterte Anleitung zur Herstellung der Lederarbeiten beigegeben.

Die Frühjahrsmode im Bois de Boulogne.

Paris, im März 1886.

Wieder sieht Paris die Zeit herankommen, wo es die ziehendste unter den Städten genannt werden darf. Der Frühling naht! Selbst diejenigen, die mit Paris seit vielen Jahren schmollen, den größten Teil des Jahres auf Reisen leben oder auf ihre Güter sich zurückziehen, können dem Reiz der sonnigen belebten Straßen, der Boulevards mit den knospenden Bäumen, den für diese Jahreszeit besonders reich und geschmackvoll ausgestatteten Schaufenstern, nicht widerstehen. Für die Pariser beginnt nun erst das eigentliche Leben: die Fremden kommen, Ausstellung folgt auf Ausstellung, die Gesellschaften sind im höchsten Glanz, man tanzt in allen Stodwerken. Die diesjährige Winteraison ist viel weniger einformig als die vergangene gewesen und das nahende Frühjahr verspricht höchst lebhaft zu werden, ist der Frühling doch der Gipfelpunkt der Pariser Existenz! Wettrennen, Gemäldeausstellungen, Diners, Theater, für welche von seiten der Direktoren die unglaublichsten Anstrengungen gemacht werden, Liebhaber-Theater von den besten Kräften wirksam unterstützt, alles ist entsefelt, überstürzt sich und drängt in einem kurzen Zeitraum von zwei und einem halben Monat, vom 15. März bis Anfang Juni die Vergnügen der feinen Welt von ausgefehltestem Geschmack zusammen.

Am westlichen Horizont der Riesstadt giebt es eine Promenade von unvergleichlicher Anmut: das Bois de Boulogne. In ihm wagt das eigentliche Pariser Leben, dort prägt sich sein Bild in den lebhaftesten Farben, bald glänzend, bald geheimnisvoll dem Beobachter ein. Hat nun auch das Bois de Boulogne den Vorzug, daß in seinen Alkiazialleen der Kongreß der Mode tagt, zu welchem die Besitzrinnen schöner Equipagen sich begeben, um ihren untrüglichen Geschmack zur Geltung zu

bringen, werden seine künstlichen Wasserfälle zum Rendezvous von den Müßiggängern gewählt, so hat es doch auch, namentlich nach der Seite von Suresnes, frische, Ruhe aimende einsame Alleen, in welchen der Denker ungestört der Lösung des ihn beschäftigenden Problems nachgehen kann, wo der Künstler von dem Werke träumt, welches seine Phantasie, sein Denken gefangen hält und wo endlich alle diejenigen volle Befriedigung finden können, welche schöne Rasenflächen, harmonische Landschaftsbilder lieben und die ersten schönen Tage in vollen Zügen, fern von dem Treiben der bunten großen Welt genießen wollen.

Im Bois de Boulogne zeigt sich aber auch, wie schon erwähnt, die Mode und zwar die des „Morgens“ und die des „Nachmittags“; beide sind durchaus von einander zu trennen, da die eine von den reichen und in der Kunst sich zu kleiden wohlhabenden Frauen getragen wird. Zwischen diesen so verschiedenen Genres muß man zu sichten verstehen. Sollten die geehrten Leserinnen geneigt sein, diese Wissenschaft mit mir zu studieren, so werde ich mich bemühen, sie mit den kaum faßbaren Nuancen vertraut zu machen, welche in bestimmten Gesetzen niederzulegen bisher noch nicht geglückt ist; müssen sie doch mehr gefühlt, mehr erraten werden und kann nur ein feiner Sinn sie anwenden, doch dürfen sie denen, die mit den Regeln der Eleganz vertraut sein wollen, nicht unbekannt bleiben. Gelingt es mir nicht, diese kaum faßbaren Nuancen genügend zu analysieren, so werden die verehrten Leserinnen ihre Beobachtungen nach eigenem Ermessen schärfen können.

Jeder weiß, daß die Toilette den Charakter je nach der Tageszeit ändert, die Morgentoilette ist von derjenigen um 5 Uhr getragenen durchaus verschieden und diese weicht wieder gänzlich von der Diner- und Soireetoilette ab, doch will ich hier gleich bemerken, daß die Eleganz eine zu reiche Mittags-

toilette verwirft, große Nachsicht mit einer zu einfachen Nachmittagsrobe hat; sie stellt sich dem zur Schautragen am Morgen entgegen und tabelt denjenigen nicht, der zu einer Stunde, welcher die prachtvollsten Roben gehören, unbemerkt bleiben will. Niemals wird der gute Geschmack die Einfachheit verworfen, wohl aber einem nicht zeitgemäßen Prunk, einer sich nicht zur festgesetzten Stunde zeigenden Eleganz mit Strenge entgegengetreten. So darf eine Frau, welche im gemieteten Wagen das Bois de Boulogne besucht, nicht in derselben Weise gekleidet sein, wie eine Dame, welche sich im eigenen Wagen dorthin begiebt, diese verläßt gewissermaßen nicht ihr Zuhause, weil sie eben im eigenen Wagen fährt, und kann daher Stoffe, Façons und Hüte wählen, die, im gemieteten Wagen getragen, den schlechtesten Geschmack verraten würden. Warum? Weil der Besitz der Equipage ein Vermögen, elegante gesellschaftliche Beziehungen, ein unabhängiges Leben voraussetzen läßt, während der gemietete Wagen das Gegenteil beweist; eine Frau, welche in letzterem spazieren fährt und die Aufmerksamkeit durch eine auffallende Toilette auf sich lenkt, beweist nicht nur, daß sie ohne Kenntnis der Gesetze des guten Geschmacks ist, sie setzt sich damit sogar zweideutigem Urteil aus.

Im Bois de Boulogne sind die Promenaden zwischen 9 und 11 Uhr besonders durch junge Mädchen und Frauen zu Pferde belebt, die in Gesellschaft ihrer Väter oder Gatten und in 50 Schritt Entfernung von einem Groom gefolgt, sich dem Vergnügen dieses Sports hingeben. Das Kostüm darf nur sehr einfach sein, ohne jeden Schmuck; es besteht aus dem gewöhnlichen Reittleid, dunkler Krawatte, hohem mit dem Gaze- schleier gezierten Männerhut, während Einsätze, Brandebourgs, Westen und helle Krawatten zu vermeiden sind.

Von 12-2 Uhr gehört das Bois der in den neuen Vierteln wohnenden Kindermenge und darf um diese Zeit die Toilette der die Kinder und Damen begleitenden jungen Mütter ebenfalls

Anna v. Parypart.

Höchst einfach sein, ... bemerkt bleiben. Das dazu bestimmte Kostüm gehört dem Genre „Tailleur“ an, weil es viel Beziehung zu dem der Amazone hat und meist das Werk des Schneiders ist.

Die Gunst der schönen Jahreszeit lockt den Pariser Luxus erst um 5 Uhr in das Bois de Boulogne. Vom Winter noch nicht geschieden und den Frühling schon erwartend, liegt der Reiz der Mode augenblicklich in dem bunten Gemisch, welches Pelz und Sammet, helle und dunkle Stoffe, für Roben und Hüte verwandt, hervorbringen.

Um die Regeln einer eleganten Toilette festzustellen, erlaube ich mir die Frage: darf man einen der vorerwähnten Hüte zu einer wollenen Robe oder dem vom Schneider gefertigten schon beschriebenen Kostüm tragen?

Diese Hüte passen auch nicht zu langen Mänteln, man kann sie nur zu einem der zahlreichen kleinen Umhänge, Mantellets, Vestes und Pelserinen tragen, die, gestickt, aus zweierlei Stoff, mit Spitzen und Passementerien reich garniert, in den ersten schönen Tagen überall auftauchen werden.

Emmeline Raymond.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes April 1886.

Fig. 1. Promenadenkleid. Den 215 Cent. weiten Rock aus Satin hat man mit einem 315 Cent. weiten, vorn 90, an den Seiten 53, hinten 30 Cent. hohen Bolant von satin merveilleux überdeckt; derselbe liegt dem Rock vorn 45 Cent. breit flach auf und ist im übrigen in 11 Cent. breite Falten geordnet.

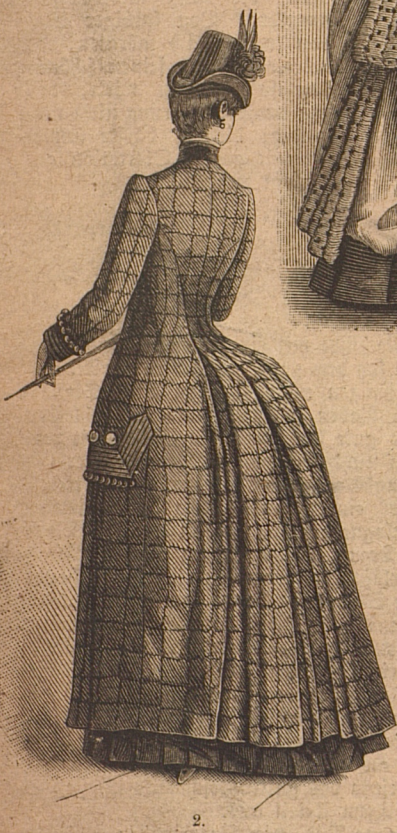
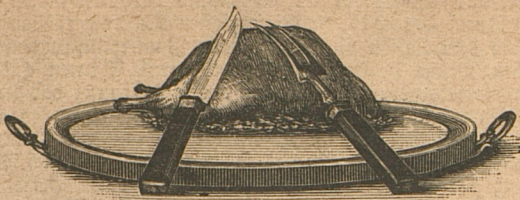


Fig. 2. Frühjahrs-mantel. Dem hinten anschließenden, vorn losen Mantel, aus kariertem englischen Schiefergarnewebe, hat man an rechten vorderen Rande einen 10, am linken Rande einen 13 Cent. breiten Streifen von Köperseide gegengelegt und denselben Knopfscher und Knöpfe zum Schließen angebracht.

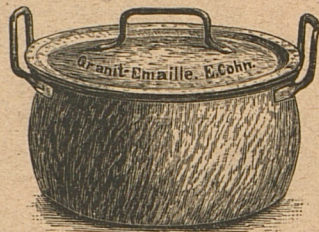
Wirtschaftsplaudereien.

Franchierteller. Es fehlte bisher an einem eleganten, satinfähigen, d. h. jeder Tafel zur Binde geeigneten, für kalte Küche bestimmten Franchierteller.



hat eine Schnittplatte von 30 resp. 34 Centimetern Durchmesser; eine die letztere umgebende Rinne dient zur Aufnahme des Fuß, während das Ganze durch einen mit zwei eleganten, vernickelten Griffen versehenen Rand abgeschlossen wird.

Stahlblech-Kochgeschirre mit Granit-Emaille. Vor einigen Jahren wurden aus Amerika hier Muster von graugelbten, emaillierten Kochgeschirren unter der Bezeichnung „Granite Iron ware“ (absolute safety guaranteed) eingeführt, deren Preis für die allgemeine Benutzung sich zu hoch stellte.



die heimische Fabrik verwendet als Kernmetall ausschließlich Stahlblech für die Herstellung ihrer Geschirre und stanzte solche aus einem Stück, während sie die Böden der Geschirre doppelt so stark, wie die Seitenteile fertigt, so daß die Haltbarkeit solcher Kochgeschirre fast unbegrenzt erscheint, da nach dem Vorgelegten die Emaille nicht abspringt, der Boden nicht durchbrennt und das Geschirre selbst nicht undicht werden kann.

Bezugsquelle.

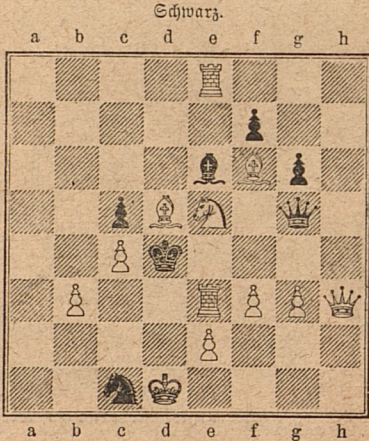
Franchierteller; Kochgeschirre mit Granit-Emaille. E. Cohn, Hoflieferant, Leipzigerstr. SW. 88. — Illustrierte Preislisten kostenfrei.

Buntes Allerlei. Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 171 Seite 108.

- 1. D h 6 - g 5.
2. T e 1 n e 3 oder - e 2.
3. D g 5 - d 8 oder T e 3 - d 3 matt.
A.
1. ...
Schwarz.
1. L f 1 - e 2 oder n. c 4.
Weiß.
2. T e 3 - e 4 oder S e 5 - c 6 matt.
B.
1. ...
Schwarz.
1. Beiteilig anders.
Weiß.
2. D. oder S. matt.

Aufgabe Nr. 173. Von R. Gifford.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Herrn v. G. in Aachen. Der Schachwettkampf zwischen Steinitz und Zukertort wird von den Einiaz von 2000 Dollar gespielt. Nach den letzten Nachrichten, die wir erhielten, hat Zukertort in New-York 4 Partien gewonnen und 1 verloren; dagegen hat Steinitz in St. Louis, wo der zweite Gang gespielt wurde, in 4 Partien gesiegt.

Rätsel.

Lina: „Wann, Robert, jag's um alles auf der Erden, Wann wirst du wohl solid und häuslich werden?“ Robert: „Nimm eine Farbergattung, lies das Wort von hinten Etwas gebelnt — so wirst du Antwort finden.“

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 59.

Eine Dame, die sich mit ihrem Sohne in einer Gesellschaft befand, wurde von einem anwesenden Herrn in etwas indiskreter Art gefragt, wie alt sie sei.

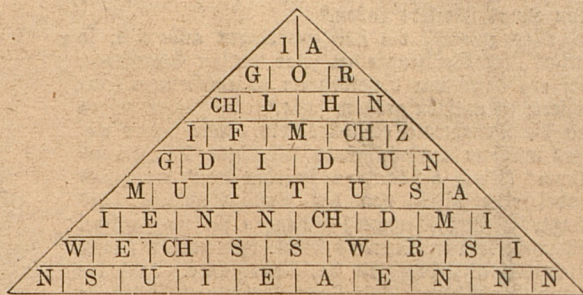
Sie erwiderte lächelnd: „Mein Sohn und ich, wir beide sind zusammen gerade 100 Jahre alt. — Vor 20 Jahren aber war ich dreimal so alt, als mein Sohn damals war. Raten sie nun, wie alt ich bin!“

Wie alt war die Dame?

Pyramiden-Rätsel.

Von Hugo Pollak.

Die in der Pyramide enthaltenen Buchstaben sind in genau imgehaltener Reihenfolge verteilt und soll die Lösung den Anfang eines Goethe'schen Gedichtes ergeben.



Korrespondenz.

Anonyme (also die ohne volle Namen-Nennung eingehenden) Anfragen bleiben fortan unberücksichtigt. Vollständige Postadresse ist ebenfalls erwünscht, damit wir wichtige Antwort direkt geben können.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Fr. v. Sv. Das angelegte Hautverschönerungsmittel, das in Wien unter dem Namen „Pulcherin“ verkauft wird, besteht aus einem teuer verkauften, schwach spirituellen Auszug von Eisenwurzel oder Quillamarin, parfümiert mit Zimmt- und Rosenöl.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Fr. W. in W. Die glänzenden Stellen, welche auf Herrenröcken aus feinerem Samtquarz, besonders auf der Rücken- und Armseite, erscheinen, selbst wenn die Röcke noch verhältnismäßig wenig getragen wurden, lassen sich in folgender Weise weniger sichtbar machen.

Verschiedenes. W. L. in B. Ein tief-schwarzer, glänzender Lack, welcher sich zum Lackieren von Holzarbeiten eignet, gegen Wasser beständig und außerdem wohlfeil ist, kann nach Dr. Jacobson's Vorchrift wie folgt bereitet werden.

Anfragen. 1) Eine Abonnentin des Bazar bittet um Angabe der Rezepte zu der in Triest beliebten „Polentine“, sowie zu dem ausgezeichneten „Reznitzer Brot“. G. L. 2) Um Mitteilung eines größeren und gutrenommierten Bettfedernlagers in Böhmen bittet: S. G. in Fr. 3) Welche Strickmaschine mit Handbetrieb dürfte zur Anschaffung für eine Familie, die sich einen Nebenverdienst erwerben will, geeignet sein? Es wird um Angabe von Bezugsquelle, Preis und Leistungsfähigkeit gebeten. Th. St.

Bestellungen

auf das Abonnement pro 2tes Quartal 1886 bitten wir, falls noch nicht geschehen, schleunigst aufzugeben. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die bereits erschienene erste Nummer des 2ten Quartals (Nr. 13) nachgeliefert. — Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen auf das laufende und auf ältere Quartale des „Bazar“ entgegen.

Die Postanstalten geben die erscheinenden Nummern gleichzeitig mit dem Buchhandel aus.

Administration des „Bazar“.